

Diskussion zu den Beiträgen: Die Nation als politischer Faktor (Hartmann, Ludo Moritz), Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie (Oppenheimer, Franz) & Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens (Michels, Robert)

Sombart, Werner; Driesmanns, Heinrich; Somary; Tönnies, Ferdinand; Vogelstein; Weber, Max; Oppenheimer, Franz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Diskussionsprotokoll / discussion protocol

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sombart, W., Driesmanns, H., Somary, Tönnies, F., Vogelstein, Weber, M., Oppenheimer, F. (1969). Diskussion zu den Beiträgen: Die Nation als politischer Faktor (Hartmann, Ludo Moritz), Die rassentheoretische Geschichtsphilosophie (Oppenheimer, Franz) & Die historische Entwicklung des Vaterlandsgedankens (Michels, Robert). In *Verhandlungen des 2. Deutschen Soziologentages vom 20. bis 22. Oktober 1912 in Berlin: Reden und Vorträge* (S. 185-192). Frankfurt am Main: Sauer u. Auvermann. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-405849>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

4. Diskussion.

Professor Werner Sombart (Berlin): Ich habe mich gegen die Ausführungen von Dr. Oppenheimer zu wenden und möchte versuchen, deren Schärfe etwas zu mildern durch das, was ich hinzufügen werde. Das Thema ist ja geeignet, die objektive szientifische Ruhe der Verhandlungen zu gefährden. Leidenschaften und Interessen stoßen sich hier, und Oppenheimer selbst erklärte alle Rassentheorien für ein Produkt sozialer Interessen. Indessen nicht nur herrschende Klassen schaffen sich solche rechtfertigenden Theorien, solche Gewissensberuhigungen, wie er meint, sondern auch U n t e r d r ü c k t e n t h e o r i e n gibt es zahlreich. Und wenn er so erbittert die Rassentheorie bekämpft, sollte er nicht selbst ein Interessierter sein? Aber gerade weil in diese Dinge unsre persönlichen Interessen so stark hineinspielen, sollten wir bedacht sein, objektive Ruhe zu wahren. — Viele grundlegende Probleme, die die Rassentheorie mit sich bringt, sind von Oppenheimer überhaupt nicht erwähnt worden. Erstens steht in Frage, ob eine Veranlagung, oder besser: Qualifikation für ein bestimmtes Tun uns von vornherein mitgegeben sein kann. Oppenheimer scheint einfach alles aus dem Milieu erklären zu wollen; er scheint zu glauben, daß der erste beste Arbeiter genau so gut einem großen Betriebe würde vorstehen können wie der kapitalistische Unternehmer, der sich mit Hilfe des Milieus in seine Stellung heraufgearbeitet hat; daß Begabung und Veranlagung auch ein Teil dazu beigetragen haben könnten, kommt ihm offenbar gar nicht in den Sinn. Ich halte eine so völlige Gleichgültigkeit gegen alle Veranlagung für eine prähistorische Betrachtungsweise. — Als zweites wichtiges Problem wäre zu erörtern, in welchem Umfang gewisse psychische oder physische Qualifikationen Kollektiverscheinungen sind. Oppenheimer hat es gestreift und merkwürdigerweise für Gesellschaftsklassen solche Kollektiverscheinungen zugegeben, für Nation und Rasse aber abgelehnt. Das ist eine augenfällige Inkonsequenz: was für die eine Art von Gruppen gilt, muß doch auch für die andern Arten gelten! Der Proletarier ist in nicht geringerem Grade eine Fiktion als der Engländer! Ich für mein Teil glaube, daß bei allen Arten von Gruppen sich gemeinsame Züge finden. — Drittens wäre zu untersuchen, welcher Art jene Gleichheiten innerhalb einer Gruppe sind. Erst wenn man sich darüber im Klaren ist, wird man entscheiden können, ob die Gleichheiten das Ergebnis des Milieus oder des Blutes sind. — Allerdings, die Rassetheorien von heute haben keine wissenschaftliche Begründung aufzuweisen. Aber wenn die Rassetheoretiker gesündigt haben, die Milieutheoretiker haben dreimal gesündigt! In Finot, *Le Préjugé des races*, z. B. wird behauptet: wenn ein Provinzler

nach Paris übersiedelt, wird er unter den verbesserten Lebensbedingungen sich körperlich und geistig vervollkommen; kehrt er darauf in die Provinz zurück, werden diese Vorzüge sich wieder verlieren. In dieser Feststellung liegt natürlich nur ein Argument gegen, nicht für die Milieutheorie. Aber wenn die Milieutheorie irgend etwas für die Rassenfrage bedeuten soll, muß sie zeigen, daß das Milieu vererbliche Eigenschaften zu erzeugen vermag. Was nun den von Oppenheimer zitierten Ochsen betrifft, den ich seit langem kenne, so ist dieser Ochse allerdings durch gute Fütterung größer und stärker geworden (der einzige Beweis übrigens, den Oppenheimer für r a s s e b i l d e n d e s Milieu vorbringt!). Aber wenn etwas damit gesagt sein sollte, so müßte doch ein S c h a f daraus geworden sein und nicht ein noch so starker Ochse; sehen Sie denn das nicht ein, Herr Dr.: die Art hätte sich verändern müssen durch gute Fütterung!

(Zwischenruf von Franz Oppenheimer: Dann wissen Sie nicht, was Rasse ist!)

In Nordamerika soll sich eine weiße Rasse bilden. Aber selbst angenommen, der Yankee werde dem Indianer ähnlicher, angenommen, es seien neue vererbliche Eigenschaften in seinen Organismus eingedrungen — so ist damit noch immer nichts für den entscheidenden Einfluß des Milieus bewiesen. Es kann Rasse Mischung, es kann Auslese am Werk sein; Milieu hat gewöhnlich a u s g e l e s e n — das vergessen die Milieutheoretiker immer wieder. — Wir kommen zur Frage der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften. Ja, Ratzel darf hier wirklich nicht als Autorität angeführt werden. Kein Geograph, sondern nur Biologen können in diesen Dingen entscheiden. Und alle bedeutenden neueren Biologen sprechen sich, soweit ich unterrichtet bin, gegen die Milieu-Theorie aus. — Das alles sind Probleme, die Oppenheimer gar nicht berührt hat, die aber jedenfalls gründlich hätten erörtert werden müssen, bevor so absprechende Urteile gefällt werden durften, wie wir sie gehört haben. Alle unifizierenden Betrachtungsweisen (von denen die Rassentheorie eine ist) haben natürlich so viel Schlechtes wie Gutes. Aber wir wollen doch nicht das große augenblickliche Verdienst der Rassentheorie unterschätzen: daß sie uns von der Alleinherrschaft der materialistischen Geschichtsauffassung befreit, uns endlich wieder einen neuen Gesichtspunkt gegeben hat. Es ist natürlich die Rede davon, an Stelle des simplifizierenden ökonomischen Materialismus die simplifizierende Rassentheorie zu setzen, aber den Respekt vor dem Problematischen an der Sache hat sie uns Soziologen wieder beigebracht — das wollen wir nicht vergessen!

Dr. Heinrich Driesmanns (Berlin): Dr. Oppenheimer hat meine Lehre mit Henschels Züchtungstheorie zusammengeworfen. Ich protestiere energisch gegen diese Identifikation. Eine derartige Behauptung muß mit tiefem Mißtrauen gegen Oppenheimers Auslegung anderer Autoren erfüllen. Und in der Tat sucht er sich immer das heraus, was ihm in seine soziologische Theorie paßt. Der Vorwurf der Pseudowissenschaftlichkeit, den er gegen die Rassentheorie erhebt, kann ihm voll und ganz zurückgegeben werden. — Mag auf wirtschaftlichem Gebiet immerhin eine Anpassungsfähigkeit der Rassen zu konstatieren sein, für die Kunst und alle höhere Kultur wird das nie zutreffen — ein Faktum, das Oppenheimer einfach umgeht. Wenn etwas

für eine schöpferische Kraft der Rasse spricht, so ist es die monumentale Baukunst, die die europäische weiße Rasse gehabt hat und die sich ganz bestimmt gegen die der übrigen abgrenzt. — Es gibt verborgene Kräfte im Menschen, die in kein soziologisches Rechenexempel aufgehen. Ich warne die Gesellschaft davor, das zu übersehen und aus ihrer jungen Wissenschaft eine starre Doktrin, eine engherzige Kirche werden zu lassen.

Professor F e r d i n a n d T ö n n i e s (Kiel): Ich komme auf den Begriff Nation zurück, dessen Klärung vielleicht ein kleiner positiver Gewinn dieser Tagung sein wird. In ihm liegt eine tief antagonistische Tendenz gegen den Blutbegriff Volk, so groß die Verwandtschaft beider auch sein mag. Volk ist ein ursprüngliches Element des sozialen Lebens, Nation ein spezifisch moderner Begriff. Volk ist eine rohe, natürliche, biologische Realität, Nation mehr eine Idee, ein soziologisches Ideal. Der Begriff Volk ist verknüpft mit der Vorstellung der großen untern Massen, Nation dagegen ist ein Gedanke der obern, führenden Schichten, von denen er dem »Volk« erst aufoktroiert wird. — Der moderne Patriotismus bezieht sich nicht auf das Volk, sondern auf die Nation. Der Deutsche in den Vereinigten Staaten behält — w e n n er überhaupt Patriotismus behält — R e i c h s patriotismus; er meint mit seinem Gefühl nicht die Brüder in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, sondern das Deutsche Reich.

Dr. S o m a r y (Berlin): Das Begriffspaar Nation-Nationalität hat, besonders in den habsburgischen Reichen, ein ziemlich hohes Alter. Der Begriff Nation in dem Sinn, wie die Schweizer Gesetzgebung davon spricht, ist zu einer Zeit entstanden, als man die Nationalität negierte. Im 19. Jahrhundert dringt dann immer mehr der Nationalitätsbegriff durch, dem gegenüber der Nationsbegriff als etwas Unorganisches empfunden wird. Das Nationalbewußtsein hat sich auf ausschließlich politischer Grundlage entwickelt. Das Beispiel Oesterreichs zeigt die Unmöglichkeit, selbst durch geniale Staatskunst, die Jahrhunderte lang an der Arbeit sein mag, gemeinsame Eigenschaften in verschiedene politisch zusammengehörende Nationalitäten hineinzubringen. In Zeiten der Not freilich zeigt sich eine Gemeinsamkeit, nämlich eben die politische. Es ist das österreichische Problem, wie man es anstellen soll, daß sie sich auch in Friedenszeiten zeigt. — Die Definitionen stehen gewöhnlich am Ende einer langen wissenschaftlichen Arbeit, h i e r wird mit ihnen b e g o n n e n. Ich will mich nur zu der von Bauer gegebenen Definition des Begriffes Nation als einer Kulturgemeinschaft aussprechen. Gälte sie zu Recht, so wären viele Kreise, die man gewöhnlich mit zur Nation rechnet, von ihr ausgeschlossen. Es sind verhältnismäßig nicht allzuvielen in Deutschland, die von Goethe, noch weniger, die von Kant eine wirklich klare Vorstellung haben. Das Kulturniveau in jener Definition wäre also zum wenigsten sehr tief anzusetzen. Ich glaube aber überhaupt nicht, daß in ihr das Wesentliche des Nationsbegriffes gegeben ist.

Privatdozent Dr. V o g e l s t e i n (München): Dr. Oppenheimer hat einen scharfen Gegensatz zwischen Milieu- und Rassetheoretikern herausgearbeitet — wie ich glaube zu Unrecht. Man macht allgemein den Fehler, sich an viel zu große, grob gekennzeichnete Unterschiede halten zu wollen, was denn freilich immer wieder mißglückt. Die tat-

sächliche Differenz zwischen den Nationen und Rassen besteht wahrscheinlich grade in viel feineren Unterschieden der Art des Reagierens, als die heute üblichen groben Kategorien der Alltagssprache ausdrücken. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Jude sind z. B. alle »sentimental«; aber das bedeutet nicht das Gleiche bei jedem von ihnen; es können vier verschiedene Arten von Sentimentalität, es können vier verschiedene Objekte für sie vorhanden sein — das eben hätte in seiner Bedingtheit durch Erbqualitäten eine verfeinerte Rassenforschung zu untersuchen.

Professor M a x W e b e r (Heidelberg): Die eigentliche Frage im Rassenproblem wäre doch wohl: Sind bestimmte historisch, politisch, kulturell, entwicklungsgeschichtlich r e l e v a n t e Differenzen nachweislich ererblich und vererblich, und welches sind diese Unterschiede? Diese Frage ist heute auf den meisten Gebieten noch nicht einmal e x a k t z u s t e l l e n, geschweige daß schon an ihre Lösung zu denken wäre. Ich selbst habe mich an ihrer Untersuchung auf einem Felde mitbeteiligt, das der exakten Forschung verhältnismäßig leicht zugänglich erscheint: wir hatten den Versuch machen wollen, Unterschiede der Verwendbarkeit und Rentabilität von Arbeitern verschiedener ethnischer Herkunft an modernen Maschinen unter anderem auch daraufhin zu untersuchen, inwieweit ihnen etwa Unterschiede ererbter und vererblicher Qualitäten zugrunde liegen könnten. Aber obwohl hier die Differenzen der Leistung meßbar sind, direkt durch geeignete Vorrichtungen an den Maschinen (Stuhlruhren z. B.), indirekt durch die Lohnverdienste, und obwohl ferner das Akkordlohnsystem ein ungefähr gleiches Maß von Anspannung der Leistungsfähigkeit zu garantieren wenigstens scheinen könnte, mußten wir uns doch überzeugen: es existieren noch nicht einmal die M i t t e l, die zu einer derartigen Feststellung selbst auf diesem relativ einfachen Beobachtungsfelde dienen könnten. Und da will man schon mit Rasse-theorien Geschichtskonstruktion treiben. — Wohin das selbst bei geistvollen Schriftstellern führt, ist leicht zu illustrieren. Der Untergang des römischen Reiches ist Gegenstand vieler rassetheoretischen Deutungsversuche geworden, für welche es charakteristisch ist, daß die gerade entgegengesetzten Konstruktionen alle gleich plausibel sind. Man hat ihn durch die Vernichtung der Herrenrasse in den angeblich besonders blutigen Kriegen des späten Römerreiches erklärt; aber in der Kaiserzeit war gerade Italien nahezu völlig vom persönlichen Kriegsdienst befreit. Man hat daher — eine gerade umgekehrte Erklärung! — argumentiert: durch eben diese Ausschaltung des Römertums sei der Geist der Armee und Verwaltung geändert worden. Septimius Severus hat in der Tat den Römeradel im Offizierkorps der Armee und in der Verwaltung aus politischen Gründen durch barbarische Emporkömmlinge verdrängt. Aber wenn dadurch unassimilierte, kulturlose Barbaren in die höheren Heeresschichten steigen, so tritt offenbar nicht ihrer Rassenangehörigkeit, sondern: ihrer Barbarei wegen eine Aenderung der Nachfrage nach »Kultur«, eine Veränderung des Kunstgeschmacks ein. Einige der spezifischsten Römerkaiser waren ebenfalls Barbaren der ethnischen Herkunft nach, — nur eben durch Aufnahme in die Kulturtradition der Antike assimilierte Barbaren. Man sieht, es läßt sich mit Rassentheorien beweisen und widerlegen, was man mag. Es ist ein wissenschaftliches Verbrechen, heute, mit ganz ungeklärten

Begriffen, auf dem Gebiete der Antike durch kritiklosen Gebrauch von Rassenhypothesen die freilich weit schwierigere soziologische Analyse umgehen zu wollen, die keineswegs aussichtslos ist, während wir doch wohl die Hellenen und Römer heute nicht mehr daraufhin untersuchen können, inwieweit etwa ihre Qualitäten auf ererbten Anlagen beruhen oder nicht. Das gelingt selbst den sorgsamsten und mühseligsten Untersuchungen am heute lebenden Objekt, auch wenn wir es ins Laboratorium nehmen und exakt experimentieren, noch nicht. Wie steht es denn aber eigentlich mit der Rassenreinheit der Herrenschichten der Vergangenheit, von deren Rassenqualitäten die Rassentheoretiker fortgesetzt sprechen? Die legitime Ehe ist eine verhältnismäßig junge Institution zum Schutz der legitimen Frau und d. h. in Wirklichkeit: im Interesse von Monopolen der ökonomischen oder politischen Genossen des Mannes. Die Sippe der Frau will Schutz dagegen, daß durch die ursprünglich überall anerkannte patriarchale Willkür des Mannes das Kind irgend einer Sklavin oder eines Nebenweibes in die Rechte des Erben mit eingesetzt wird. Sie verlangt als Gegenleistung für die Mitgift, welche sie der Frau gibt, daß nun ihrem, dem legitimen Sohne, die Erbfolge garantiert wird. Die Bürgerschaft oder die Markgenossenschaft oder die religiöse Gemeinschaft will nicht, daß »der Sohn der Magd in Israel erbe«. Damit erst beginnt in den Herrenschichten die Inzucht und Blutsreinheit. Solange aber der polygame Mann der Herrenschicht sich Weiber kauft, wo und wieviele er will und der Held sein Weib gern durch Raub in der Fremde gewinnt, kann von Rassereinheit gerade bei der Herrenschicht am allerwenigsten die Rede sein. Denn daß die rein erotisch determinierte Auswahl keineswegs nach dieser Richtung wirkt, steht unzweifelhaft fest. Man hat zwar behauptet, die blonde Frau sei von den arischen Helden ursprünglich ebenso bevorzugt worden wie der blonde Held von den Dichtern. Aber die Skalden rühmen gerade umgekehrt die brünette Frau, wohl weil sie im Norden ebenso die größere Seltenheit war wie der blonde Held im Süden. Der Uebergang vom blonden Frauenideal zur Verklärung des schwarzhhaarigen leidenschaftlichen Weibes in der französischen Belletristik im 17. Jahrhundert fällt allerdings mit einer gewissen Verbürgerlichung des Romans zusammen. Aber ob dies deshalb mit Rassenverschiebungen etwas zu tun hat, ist doch recht fraglich, jedenfalls ist dieses Material höchst unsicher für wirklich wissenschaftliche Hypothesen. Ob und welche Beziehungen zwischen Kunst und Rassen bestehen, hat Herr Dr. Oppenheimer, wie schon Herr Professor Driesmanns hervorhob unerörtert gelassen. Die weitgehende Gleichheit primitiver Ornamentik spricht in der Tat noch nicht unbedingt gegen die Bedeutung von Rassenunterschieden. Denn da sprechen die typischen, von der Ethnographie jetzt allmählich aufgedeckten Quellen ornamentaler Motive wohl überwältigend mit. Aber was eigentlich künstlerische Leistungen anlangt, so ist z. B. für Europa die Annahme eines paläolithischen und ziemlich nördlich gelegenen Kunstzentrums immerhin eine Tatsache, die wenigstens denkbarerweise auf spezifische Rassenbegabungen der Nordländer hinweisen könnte. Könnte! — Denn in mir ist trotz mancher ähnlicher wesentlich plausiblerer Beobachtungen schließlich doch immer wieder der Glaube an einen besonders intimen Zusammenhang von Rasse und Kunst durch sehr gewichtige Umstände erschüttert worden. Z. B. auf einem scheinbar so aus dem intimsten Fühlen quellende Kunst-

gebiet wie der Musik ist die hellenische Kunst prinzipiell verwandt mit der arabischen, indischen, javanischen, japanischen, ja selbst der chinesischen. Alle die verschiedenen sehr auffälligen Unterschiede scheinen sich teils rational, teils technisch, teils soziologisch erklären zu lassen. Die Tonbildung der spezifischen Instrumente der Hirtenvölker, namentlich des Dudelsacks, spielt dabei z. B. ihre Rolle und viele ähnliche Umstände. Nur im modernen Europa gibt es seit dem Mittelalter ein harmonisches Musiksystem, zu dem sich Vorstufen eigentlich nur in Afrika und der Südsee, nicht aber bei den antiken Völkern finden. In ihren Prinzipien steht die chinesische Musik der hellenischen näher als die deutsche. — Zweierlei wäre erforderlich, ehe die Rassentheorien überhaupt diskutabel werden: die Feststellung unverkennbarer und nie fehlender exakt psychophysisch zu definierender und zu messender und dabei nachweislich vererblicher Unterschiede in der Art des »Reagierens« auf »Reize« (um es technisch auszudrücken): — denn nicht Kulturinhalte unseres Bewußtseins, sondern der psychophysische Apparat ist Objekt der Vererbung. Und dann das zweite: der einwandfreie Nachweis: daß und inwieweit diese für spezifische Eigentümlichkeiten und Unterschiede der Kulturentwicklung kausale Bedeutung hatten. Nicht eine einzige Tatsache dieser Art liegt bis jetzt vor. — Ich komme nun zu den Vorträgen von Dr. Hartmann und Professor Michels. Hartmann erklärte, daß die Nationalität weder im Altertum noch im Mittelalter staatsbildend aufgetreten sei. Das ist wahr und der Grund liegt in der Eigenart der Staatsstruktur jener Zeiten. Dennoch aber ist im Mittelalter das sprachlich oder ethnisch bedingte Kontrastgefühl nicht gleichgültig gewesen. In den Kreuzzügen trat der Gegensatz zwischen französischer und deutscher Ritterschaft ganz schroff zutage. Und die Schlacht von Bouvines, in der das deutsche Reichsbanner erobert wurde, daneben wohl auch der ungerächte Untergang Konradins, gebaren den Nationalstolz des Franzosen dem Deutschen gegenüber. Der englische Nationalstolz wird im 15. Jahrhundert bereits mit fast all den markanten Eigentümlichkeiten geschildert, die er noch heute hat. Um die gleiche Zeit erwacht er auch in Italien und Deutschland. Aber schon längst vorher hatten die Sprache und die Abstammung ihre gemeinschaftsbildende Rolle gespielt: der Deutsche Orden nahm nur Deutsche, der deutsche König mußte ein Deutscher sein, der böhmische König war Kurfürst nur, wenn er Deutscher war usw. Weil aber die Staatsformen andere waren, mußten diese Gegensätze damals im ganzen andere Wirkungen und Wirkungen auf anderen Gebieten zeigen als heute. — Hartmann hat ferner von der Naturgrenze zwischen den verschiedenen Nationalitäten gesprochen, die im wesentlichen unverrückbar festliege. Das mag für Böhmen zutreffen. Für den Deutschen Osten trifft es ganz und gar nicht zu. Das Wunder des Zusammenfallens von ethnischer und botanischer Grenze in Böhmen erklärt sich übrigens wohl einfach durch die Ueberlegenheit der deutschen Siedlungstechnik über die slavische, welche den schwierigen Aufgaben der Rodung der Bergabhänge nicht gewachsen war. Wenn im deutschen Osten eine natürliche, geographische, überhaupt eine geschlossene Grenzlinie zwischen den Nationalitäten läge, wenn nicht die unzähligen polnischen und deutschen Enklaven da wären, würde sich die Situation der Nationalitäten zueinander dort auf eine weniger komplizierte Formel bringen lassen, als es der Fall ist. — Zu den nebenher noch berührten

nordamerikanischen Verhältnissen will ich nur eine Bemerkung machen. Die ungeheure Assimilationsgewalt der Yankees, die übrigens gegenüber der ungeheuren Einwanderung bei dem Rückgang der eigenen Geburtenziffern jetzt wohl ihre Grenze erreicht hat, beruhte nicht auf Rassenqualitäten, sondern auf ihrem Kindererziehungssystem, das, wie das ganze Leben des genuinen Amerikaners, schon für die jüngsten Schulbuben weitgehend vom Prinzip der Selbstverwaltung und exklusiver, nur durch Ballotage ergänzter Gemeinschaften und Klubs beherrscht wird; das prägt, mit seinem eigentümlichen Zwang zur Selbstbehauptung, den spezifisch amerikanischen Charakter und lehrt die Jungen auch im Leben sich selbst zu behaupten.

Dr. Heinrich Driesmanns (Berlin): Glaubt Professor Max Weber, daß die Barbaren, welche angeblich nur ihrer niedern Kulturstufe, nicht ihrer Rasse wegen den Verfall der antiken Kunst herbeiführten, diese Kunst hervorgebracht hätten, wenn sie wie die Römer von Anfang an an der Tiber gewohnt hätten? Es hat immer Barbaren gegeben, aber nur ein Hellas, nur ein Rom. Also hat es an den Hellenen und den Römern gelegen, wenn eine Kultur entstand. Seit Griechenland von Slaven bewohnt wird, einer minderwertigen Rasse, hat es keine zweite Blüte erlebt.

Professor Max Weber (Heidelberg): Griechenland fiel in der Zeit der Renaissance unter die Türkenherrschaft. Und was die Römer anlangt, — wissen Sie nicht, daß, wie ich wiederholen möchte, gerade die tüchtigsten Kaiserfamilien mit Barbarenblut durchsetzt waren? und daß dasjenige Kaiserhaus, welches in völliger Impotenz verkam, das julisch-claudische, vielleicht das einzig reinrassige römische war?

Schlußwort von Dr. Franz Oppenheimer (Berlin): Bei Professor Driesmanns habe ich mich zunächst für das Unrecht zu entschuldigen, das ihm von meiner Seite widerfahren ist. Ich habe nie die Absicht gehabt, seine Theorie mit der Henschelschen zu identifizieren. Aber da ich gezwungen war, drei Viertel meines Vortrags zu streichen, mag manches in eine mißverständliche Nähe gerückt sein, was nichts miteinander zu tun hat. Aus diesem unglücklichen Zusammenstreichen erkläre ich mir auch, daß meine Grundansicht so völlig hat verkannt werden können. Es ist mir gar nicht eingefallen, jede Bedeutung von Rasse zu leugnen, ich habe nur behauptet, daß Rasse nicht reinweg alles erklärt, wie die Rassetheoretiker glauben. Ich bin auch gar nicht nur Milieutheoretiker, ich erkläre nicht, daß alles aus Zufall kommt; ich bin vielmehr gegen jede Verallgemeinerung. — Sombart hat mir die Vernachlässigung der Unterdrücktentheorien vorgeworfen. Dabei rührt die These von den legitimistischen und den Naturrechtstheorien, das heißt den Gruppentheorien der Ober- und Unterklassen, gerade von mir her. — Wenn ich über die Gesellschaftsklasse bestimmte Aussagen gemacht habe und nicht über die Nation, ist es deshalb geschehen, weil die Klasse eine Gruppe ist, die ich ungefähr übersehen kann, was mir für die Nation ganz unmöglich ist. — Die bisherigen Rassentheorien haben nicht eine Spur wissenschaftlicher Grundlegung. Das hat Sombart selbst zugegeben. — Nun zu dem Ochsen, den Sombart in ein Schaf verwandelt haben will. Rasse ist ein Endprodukt, kein Anfang. Aus

dem gemeinen Stier einen M u s t e r s t i e r zu machen, ist das Ziel der Züchtung, nicht ein Schaf — eine Unterart, nicht eine neue Art. Einzig in diesem Sinne: um eine Unterart zu bezeichnen — kann das Wort Rasse angewendet werden. — Und da ich keinen Uebergang von einer Art zu einer neuen behauptet habe, habe ich auch die Biologie nicht nötig. Wie es sich mit der Vererblichkeit bei Erhaltung und Veränderung der Art verhält, geht mich gar nichts an. Aber für R a s s e fragen liegt Vererblichkeit doch zutage: der Züchter rechnet jeden Augenblick damit, und unter unsern Augen haben wir die Neufundländerrasse entstehen sehen. — Professor Driesmanns will ich gerne zugestehen: es ist m ö g l i c h , daß Rasse bei der Entwicklung der Kunst mitspielt; aber kein Mensch kann heute etwas davon w i s s e n ! Deshalb habe ich mich gewehrt — nicht gegen die Feststellung der Wirkung des Rassefaktors überhaupt, sondern gegen die maßlose Uebertreibung seiner Bedeutung und gegen jede Art von R a s s e d o g m a . Denn ich stehe allen einseitigen Theorien, a u c h der Milieutheorie gegenüber auf dem Standpunkt des non liquet.

* * *

Bei der unmittelbar anschließenden Neuwahl des Vorstandes wurden die bisherigen drei Vorsitzenden wiedergewählt.

Herr Dr. A. Vierkandt ist aus dem Vorstand ausgeschieden. Der Vorstand kooptierte Herrn Professor Dr. Karl Rathgen (Hamburg) als Mitglied.

Den Posten des Rechners übernahm provisorisch Professor Werner Sombart.
